

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 47 (1972)
Heft: 5

Rubrik: Vom Wohnen und Leben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alleweil bekomme ich das grosse Jammerlied von der Schlamperei und Nachlässigkeit, mit der die Menschen mit vor allem fremdem Eigentum umgehen, zu hören. Beginnen wir mit dem Thema Waschmaschine. Als unsere Waschmaschine streikte, liess ich einen Monteur kommen, der den von mir nicht verschuldeten Defekt behob. Er sagte, er hätte schon lange keine so gut gepflegte Waschmaschine gesehen. Dabei wird sie von mir kaum gepflegt, aber ich halte mich genauestens an die Bedienungsvorschriften und an die Weisungen, die auf den Waschmittelpackungen über die Menge des beizufügenden Waschpulvers gedruckt sind. Selbstverständlich kontrolliere ich, verwende ich ein neues Waschmittel, die Schaumentwicklung und dosiere beim nächsten Mal je nachdem etwas stärker oder schwächer. Das tönt sehr einfach, und es ist auch einfach, aber schon dieses Minimum an Sorgfalt scheint von vielen Frauen nicht erfüllt zu werden. Sie geben viel zuviel Waschmittel bei, suchen, während die Maschine in Gang ist, eventuell ein Tea Room auf, um nach ihrer Heimkehr zu entdecken, dass sie bockt.

Der Monteur, ein älterer Mann, der mir sofort Vertrauen einflösste, weil ich spürte, dass er seinen Beruf ernst nimmt, war sehr klaghaft. Es sei aschgrau, wie schlecht die Waschmaschinen bedient würden. Noch und noch sind sie in den Mehrfamilienhäusern kaputt. Natürlich will niemand schuld sein. Die nicht geringen Kosten für die Reparaturen müssen entweder in den Mietzins einbezogen oder auf die Mieter verteilt werden. Ich kenne Frauen, die die Wäsche ausgeben, weil sie die Schlamperei ihrer Mitschwwestern nicht mitfinanzieren wollen.

Eine Bekannte von mir wohnt in einem Haus, das einem Privatspital gehört. Das Spital hat es gekauft, um die Krankenschwestern unterzubringen. Allpott ist die Waschmaschine hin. Die Schwestern werfen ihre Schürzen mit samt Instrumenten in den Taschen hinein. Das «verlydet» sie nicht. Sie fügte bei: «Die jungen Schwestern entsprechen nicht mehr dem früheren Bild der Krankenschwester, die für uns der Inbegriff von Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt war.» Lasset uns beten, dass sie wenigstens die Patienten sorgfältig betreuen. Zum Glück unterstehen sie ja der Kontrolle des Arztes. Jedoch wegen der Nachlässigkeit mit Waschmaschinen und so getraut sich niemand mehr, sie zu

rügen. Sonst laufen sie weg und können nicht mehr ersetzt werden. Wer bezahlt die Reparaturkosten? Der Patient oder, in einem öffentlichen Spital, der Staat, d.h. der Steuerzahler. Noch als kleine Blüte: Das Vögeli hat eine junge Mutter heruntergeschossen, die die Windeln samt zweckentsprechendem Inhalt in die Maschine legte, was sie ebenfalls nicht verliert. Also geschehen in einer Baugenossenschaft. Ein Kommentar erübrigt sich. Allerdings passierte es nur einmal, und hernach verlas man ihr gründlich die Leviten.

Bleiben wir noch beim Thema Maschinen. Kürzlich habe ich mich mit einem Restaurateur unterhalten, der wegen des notorischen Personalmangels schon vor Jahren eine grosse Geschirrspülmaschine installieren musste. Dass in einem Restaurant Geschirr zerbrochen wird, ist klar. Wir zerbrechen gelegentlich auch etwas. Indessen war ich doch bass erstaunt zu vernehmen, dass er im Jahr für über Fr. 50 000.- Geschirr ersetzen muss. Die Angestellten schmeissen das Geschirr mehr oder weniger sorglos in die Maschine. Ob etwas kaputt geht oder nicht, lässt sie völlig kalt. Er hat es sich längst abgewöhnt, sie zu grösserer Sorgfalt aufzufordern. Eine neue Stelle finden sie noch am gleichen Tag. Das Geschirr bezahlt der Gast. Wer sonst?

Eine meiner Freundinnen arbeitet in einer Spitalkantine. In der supermodern eingerichteten Küche befindet sich eine ebenso supermoderne Geschirrspülmaschine. Alle Nasenlang funktioniert sie nicht mehr, weil das Geschirr und das Besteck nicht sachgerecht hineingelegt werden, was einer kleinen Katastrophe gleichkommt. Hunderte von Patienten und etwa hundert Krankenschwestern und Angestellte müssen jeden Tag verpflegt werden, und es fehlt überall an Personal. Macht man der Angestellten, die die Maschine bedient, einen Vorwurf, bekommt man eine unverschämte Antwort. Wüsste sie, dass man sie morgen ohne weiteres ersetzen könnte, würde sie sich wahrscheinlich schon ein wenig mehr Mühe geben.

Der Hang zum Minimalismus, zur Schlamperei und zur Frechheit nimmt in geometrischer Progression zur Austrocknung des Arbeitsmarktes zu, verbunden mit einem deutlichen Leistungsabbau. Das ist eine Tatsache, die man überall dort feststellen kann, wo keine Leistungsmoral vorhanden ist und eine absolute Gleichgültigkeit fremdem

Eigentum gegenüber vorherrscht. In einem Leitartikel des schweizerischen Frauenblattes stand vor noch nicht langer Zeit, wir seien eine Leistungsabbau- und Wehleidigkeitsgesellschaft. Ein gewisser Wahrheitsgehalt kann dieser Aussage nicht abgestritten werden. Über die Wehleidigkeit werde ich mich ein andermal äussern.

Die Gesellschaftskritiker wettern gegen das Leistungsprinzip, und dieser Kritik haben sich rebellierende Gruppen junger Leute angeschlossen. Es würde mich interessieren, was sie an dessen Stelle setzen möchten. Sind sie nicht so wie wir auf die exakte, sorgfältige Leistung der andern angewiesen? Jüngst sprach ich mit unserem Gärtnermeister, der bei Neuüberbauungen Gärten anlegt. Er sagte, es sei grauenhaft, was in Neubauten an sorgfältiger Arbeit von desinteressierten Arbeitern wieder verdorben wird. Der eine hat den Badzimmerboden tadellos mit Platten ausgelegt, und der nächste, der im Gang etwas zu pflastern hat, schmeisst den Zementbrei auf die Hartplatten, so dass man sie später wegschneiden und ersetzen muss. Er meinte, es fehle an der nötigen Kontrolle, was stimmen wird. Fraglos



«Wir sollten die Meiers auch einladen – sie helfen immer beim Geschirrspülen!»

(Aus «Zuger Röteli»)

benötigen viele sogenannte «Mündige» Aufsicht bei der Arbeit, ansonst sie der Faulheit und der Schlamperei frönen. Ihre Gedankenlosigkeit oder fehlenden Einsatz bezahlt der künftige Hausbesitzer oder Mieter oder eine Versicherung. Was für Schäden uns durch die mangelnde Arbeitsmoral entstehen, lässt sich gar nicht abschätzen.

Einem hohen Bundesbeamten platzte

das Kragenknöpfchen, als er einen von ihm diktierten Bericht las. Auf jeder Seite stiess er auf ungefähr 25 Tipp- und Rechtschreibungsfehler. Er rannte in die Kanzlei und schimpfte mit der Sekretärin. Innert nützlicher Frist erhielt er ihn fehlerfrei. Sie kann folglich, wenn sie will. Warum verrichtet sie ihre Arbeit nicht auf den ersten Anhieb recht?

Einer seiner Mitarbeiter verlangte von der Büroangestellten Material, das er für seine Arbeit braucht. Es fällt in ihr Pflichtenheft, dafür zu sorgen, dass es da ist, was sie vergessen hatte. Statt sich für ihre Nachlässigkeit zu entschuldigen, sagte sie, nachdem er den Raum verlassen hatte: «Er geht mir auf die Nerven.» Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl gleich Null. Das war zuviel, und sie musste gehen. Irgendwo hat alles seine Grenzen.

Wenn man schon vermehrt Mühe hat mit den «Erwachsenen» von wegen der Schlamperei und Wurstigkeit, so kann man sich aus dem Finger saugen, dass es mit Jugendlichen noch schwieriger ist. In einer Berufsschule für junge Mädchen, die zum Teil von auswärts kommen, richtete man einen schönen Aufenthaltsraum für sie ein, wo sie über Mittag Tee oder Suppe kochen können. Er ist mit einem Spannteppich ausgestattet, mit schönen Möbeln und, da man nicht mehr wagt, Jugendlichen das Rauchen zu verbieten, mit Aschenbechern. Nach kurzer Zeit hatten Möbel und Spannteppich Brandstellen, und die Aschenbecher waren gestohlen. In welchem Zustand sie Geschirr und Pfannen zurückliessen, wollen wir nicht näher besprechen. Jetzt studiert man daran herum, ob man den Raum nicht wöhlher zusperren sollte. Meines Erachtens sollte man jemanden suchen, der über diese Zeit die jungen Mädchen beaufsichtigt und sie überwacht; denn ganz offensichtlich sind sie unfähig, sich ohne Aufsicht diszipliniert zu verhalten. Eigentlich müsste jeder erfahrene Mensch wissen, dass man Jugendliche nicht sich selbst überlassen kann. Einzelne verdienen das Vertrauen, das man ihnen schenkt, andere nicht. Ich habe nie begriffen, warum man sich in Zürich und in Bern auf das Experiment eines «autonomen» Jugendzentrums eingelassen hat. In kleinen Gruppen mag sich so etwas bewähren, wenn die richtigen Elemente den Ton angeben. In grösseren Gruppen, denen sich, ohne dass man die geringste Macht darüber hat, auch das Gelichter zugesellt, muss es scheitern. Es ist nicht anders möglich.

In Zürich ist es gescheitert. Der Bunker befand sich, als man ihn schloss, in einem grässlichen Zustand, und das Berner Zentrum, das erst vor einigen Monaten eröffnet wurde, ist bereits ziemlich verwahrlost. Eine Bekannte von mir hat es besichtigt, und sie war entsetzt über den Befund. Sie ist gleicher Meinung wie ich. Jugendliche sind nicht in der Lage,

Ordnung und Disziplin unter ihresgleichen aufrechtzuerhalten, es sei denn, es handle sich dabei um eine homogene, gutartige Gruppe. Davon kann in diesen Zentren keine Rede sein. Gewiss haben die Jugendlichen an einer Abstimmung mehrheitlich der Führung eines «sauberen» Zentrums zugestimmt, aber es steht auf einem andern Blatt, ob ihnen gelingen wird, den Vorsatz zu verwirklichen. Ich teile den Optimismus des Stadtpräsidenten, der lautstark verkündete, er habe volles Vertrauen zur Berner Jugend, nicht, aber ich bin ja auch keine Politikerin, die Phrasen dreschen muss. Sein Optimismus mag inzwischen ein bitzeli gedämpft worden sein, da im Zentrum allerlei Unerfreuliches passiert ist, wobei man sich fragen kann, ob man ihm nicht auch einen Mangel an Sorgfalt bei gewissen Entscheidungen vorwerfen könnte. Unumstritten sind sie nicht, und die Umwohner des Jugendzentrums haben an der Institution gar keine Freude. Zum Mangel an Sorgfalt, die in dem Fall Rücksichtslosigkeit heisst, gehört das Randalieren in der Nacht. Mit Gehepe und Motorenkrach veranstalten die Besucher in den frühen Morgenstunden am Wochenende Wettrennen um das Zentrum herum, so dass kein Bein schlafen kann. Und die Polizei glänzt durch Abwesenheit. Der Stapi will es so. «Mit uns geht die neue Zeit», pflegt mein Gatte bei Gesprächen über solche Sachen anzumerken.

Barbara

Ich kaufe doch kein Töffli

Dass ich auf dem Weg von der Wohnung zum neuen Arbeitsplatz nur selten Fussgängern begegnete, erstaunte mich anfänglich sehr. Immerhin winkten mir die Bekannten aus Autos heraus und von den Töffli herunter zu, wenn ich unverdrossen auf dem Trottoir der Strasse entlang marschiere, lassen mir des öfters auch den Vortritt, wenn ich gezwungenerweise demütig am Fussgängerstreifen auf eine Lücke im nicht abreissenwollenden Strom der Vehikel warte.

Doch wäre ich kürzlich der Rolle des letzten Fussgängers beinahe untreu geworden. Die Genossenschaft hatte in einem Rundschreiben die Freigabe eines Raumes vor dem Eingang unseres Hauses als Einstellraum für Motorräder und Velotöffli angekündigt. Mit der zugegebenermassen im doppelten Sinne faulen Begründung, jetzt einen Platz sichern zu müssen für den Fall, dass mir mit zunehmendem Alter das Marschieren doch zu beschwerlich werde, schickte ich den

Anmeldetalon ab. In Kürze traf nebst dem Schlüssel zu besagter Lokalität ein Schreiben ein, wonach der Mietzins eine Erhöhung von acht Franken erführe. Persönlich nannte mir der Kassier einen Termin, bis zu dem ich mir das mit dem Töffliraum noch überlegen könne.

Das Überlegen nahmen mir meine beiden Töchter weitgehend ab. Kein Tag verging, ohne dass mir eine oder mehrere säuberlich aus der Zeitung ausgeschnittene Unfallmeldungen vorgelegt wurden. Die seinerzeitige Kollision des töfflifahrenden Schwiegervaters mit einem parkierten Lastwagen, die ihm das Gehör des linken Ohrs gekostet hatte, geriet überaus häufig ins Gespräch am Familientisch. Und als dann eines schönen Morgens der Hauswart mit einem mächtigen Drahtgestell um die rechte Schulter auftauchte und meldete, seine Verletzungen rührten von einem Sturze her, den eine nächtlicherweile ins Vorderrad gesprungene Katze verursacht hätte, war die Remotorisierung des Vaters eine so gut wie abgetane Sache.

Sie haben richtig gelesen: Re-Motorisierung. In der Tat habe ich nämlich in jungen Jahren bereits einmal ein Motorrad überlebt. Die Erinnerungen daran sind nicht erhebend. Obwohl ich den Karren fabrikneu gekauft hatte, lief er überhaupt nie einwandfrei. Was nützte mir der Hinweis des Mechanikers, dass ich eben ein Montagsstück erwischt hätte. Immerhin ärgerte ich mich zweitausend Kilometer weit damit herum.

Später fuhr ich komfortabler, nämlich in einem Kabinenroller, auch Schneewittlisarg genannt. Die Frage eines Bekannten, ob mich die frech in meine Wanderniere hinunter äugenden Dackel nicht ärgerten, focht mich wenig an. Hingegen liess mich ein anderes Erlebnis an meinen Fähigkeiten als Motorfahrzeuglenker zweifeln.

Justament in den vier Jahren, die ich motorisiert war, hatte die Polizei den Aktionsknochen mit der Aufschrift «Sicherheit durch Höflichkeit» unter die Automeute auf die Strasse geworfen. Obwohl ich ja nur einen überdachten Töff mein eigen nannte, fühlte ich mich von der ausgegebenen Parole doch sehr angesprochen und nahm mir vor, meinerseits das Möglichste beizutragen.

Die Gelegenheit bot sich recht bald. Im frühen Dunkel eines Frühlingsabends, bei strömendem Regen überdies, fuhr ich durch die Axenstrasse, Brunnen zu. Von Morschach her nahten rasch die weitauseinanderstehenden Lichter eines grossen Wagens. Hauptstrasse mit Vortrittsrecht hin oder her – ich war mir der Kleinheit meines Gehäuses bewusst und hielt an. Sicherheit durch Höflichkeit! Mit dankbar blinzelndem Abblendlicht passierte ein Schwyzer Wagen. Dann legte ich den ersten Gang ein und trat das Gaspedal. Gleich darauf befahl mich das grosse Staunen über das Beschleuni-

gungsvermögen des 1-PS-Motors, denn meine Käseglocke schoss wie eine Rakete davon: ein aufrallender Urner hatte mir Starthilfe geleistet. Ersparen Sie mir die Schilderung des von der Gegenseite lautstark, von mir mit betonter Höflichkeit geführten Palavers...

Einige Zeit darauf wurde ich in das Büro der gegnerischen Versicherung gebeten. Dort legte man mir die Scha-

denmeldung meines «Schiebers» vor. Da staunte ich ein zweites Mal. Weniger über die Behauptung, ich sei in rascher Rückwärtsfahrt auf der falschen Strassenseite entgegengekommen, als über die umwerfende Schlussfolgerung: «Das überaus höfliche Benehmen des Kabinenrollerlenkers liess mit Sicherheit erkennen, dass er sich an dem Zusammenstoss schuldig fühlte.»

Längst habe ich mich wieder aufs Trottoir zurückgezogen, und der neuerliche Versuch zur Remotorisierung ist fehlgeschlagen. Aber doch komme ich dann und wann ins Grübeln. Bedeutet «Sicherheit durch Höflichkeit» etwa doch auch «Durch Höflichkeit mit Sicherheit schuldig sein»? Kari

Dr. Fritz Kutter, Zürich

Zirkulationsflaschen oder Einweggebinde?

Das Einweggebinde bereitet den Verantwortlichen für Kehrrechtbeseitigung grosse Sorgen. In diesem Zusammenhang bringen wir nachfolgend einen leicht gekürzten Artikel, erschienen in der Zeitschrift des Schweiz. Obstverbandes, der sich auf interessante Weise für die Zirkulationsflasche einsetzt und Tatsachen aufzeigt, die leider vom Konsumenten viel zu wenig beachtet werden. Red.

In bezug auf die Flaschen haben zu viele Betriebsleiter geglaubt, sie müssten ihre eigene Flaschenform führen. Mit der Verbindung des Namens in Reliefschrift auf der Flasche hat man klar zum Ausdruck gebracht, wer Eigentümer der Flasche ist. Der Detailhändler war somit genötigt, die leeren Flaschen zu sortieren und eine dem Vollgut entsprechende Anzahl leerer Harasse von jedem Lieferanten bereitzustellen.

Das vielfältige Getränkeangebot und das immer grössere Wachstum der Verkaufsläden hat diese Arbeit nicht nur erschwert, sondern sie ist ein zu beachtender Kostenfaktor geworden, ganz abgesehen davon, dass das notwendige Personal für diese Arbeit fehlt. Aus diesem Grunde verlangte der Lebensmittel-De-tailhandel Einweggebinde.

Konservendosen, die in den Mülleimer geworfen werden, sind längst bekannt. Für stille Getränke wurden Papierbehältnisse geschaffen, und mit der Entwicklung von Verbundfolien sind

auch Behälter entwickelt worden, in die Obstsäfte keimfrei abgefüllt werden können. Da früher in Deutschland die Milch in den Städten in Flaschen vermarktet wurde, hat die Glasindustrie mit der Einführung von Zellulose- oder Verbundfolienpackungen für die Milch einen Verbrauchermarkt verloren; sie ist deshalb dazu übergegangen, auch leichtere Einwegflaschen zu entwickeln und anzubieten.

Für die Getränke ist neben der nahtlos gezogenen Aluminiumdose eine ebenfalls gezogene Weissblechdose entwickelt worden, mit einer Bodenstärke von 0,3 mm und einer Mantelstärke von 0,1 mm. Diese Dose kann nur für kohlen-säurehaltige Getränke verwendet werden, weil der Innendruck zur Verfestigung beiträgt.

Neue Einweggebinde werden aus Kunststoff angeboten, und zwar solche aus Polyäthyl für stille Getränke und solche aus Polyvinylchlorid (PVC) für kohlen-säurehaltige Getränke sowie für solche, bei denen ein Verlust von Aromastoffen oder eine Aromaveränderung durch Einwirkung von Luftsauerstoff unerwünscht ist. Die Vor- und Nachteile von Einwegglas, Dosen, Kunststoffbehältern, Behältern aus Zellulose oder Compoundfolien dürften den Getränke-abfüllern einigermassen bekannt sein. Dass man bei jedem Behältertyp versucht, die ihm anhaftenden Nachteile zu beseitigen, ist selbstverständlich. Entscheidend wird jedoch der Preis sein. Aus diesem Grunde stelle ich

einige vergleichende Kostenrechnungen

an, wobei allenfalls einzelne Preise aufgrund von Offerten zu ändern sind. Angenommen, es werden stets zwei Harasse à je 12 Literflaschen geliefert. Bei einem jährlichen vierfachen Umschlag kommt man innert 10 Jahren auf 40 Füllungen. In der Brauindustrie hat man festgestellt, dass man mit einem jährlichen 16-fachen Umschlag und 80 Füllungen pro Flasche im Durchschnitt rechnen kann.

Im ersten Beispiel werden die Kosten von Bügel- und Kronenverschlussflaschen einander gegenübergestellt. Errechnet werden die Anschaffungskosten und der Zins einschliesslich Zinseszins für diesen Betrag während 10 Jahren. Bei einem Zinssatz von 5% wächst ein Franken auf 1,28 Franken nach fünf Jahren und auf 1,63 Franken nach 10 Jahren.

Zirkulationsflaschen	BügelKronen	
2 Kunststoffkasten	16.—	16.—
24 Flaschen à —.35	8.40	8.40
24 Bügel + Gummiringe	6.—	—
Kapitaleinsatz	30.40	24.40
5 % Kapitalverzinsung	19.10	15.30
960 Kronenkorken à 1,3 Rp.	—	12.50
zu amortis. Betrag	49.50	52.20
Betrag pro Lieferung	1.25	1.35
Betrag pro Hektoliter	5.20	5.60

In der nachfolgenden Berechnung für Einweggebinde werden die ungefähren Kosten für 24 Literflaschen resp. diejenigen von 72 Einwegflaschen zu 1/3 Liter Inhalt oder ebenso grosse Dosen einander gegenübergestellt. Hier gibt es keine Verzinsung, weil ja die Kosten laufend anfallen.